

Klaus Kelle

Bürgerlich,
christlich,
sucht ...

Biete Meinung
statt Mitte.

fontis

Klaus Kelle
Bürgerlich, christlich, sucht ...

www.fontis-verlag.com

«Fast 40 Jahre lang bin ich meinen Überzeugungen treu
geblieben. Bis heute! Aber die Partei und die Kirche,
mit denen ich diesen Weg eingeschlagen hatte, die sind
inzwischen links an mir vorbeigezogen ...»

Klaus Kelle

Klaus Kelle

**Bürgerlich,
christlich,
sucht ...**

Biete Meinung statt Mitte.

fontis
BRUNNEN BASEL

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über www.dnb.de abrufbar.

© 2017 by Fontis – Brunnen Basel

Umschlag: Spoon Design, Olaf Johansson, Langgöns

Foto Umschlag: Feng Yu / Shutterstock.com

Foto Cover-Innenklappe: ZVG Klaus Kelle

Foto Cover-Innenklappe, Farbstifte: O. Tyshchenko / Shutterstock.com

Satz: InnoSet AG, Justin Messmer, Basel

Druck: C. H. Beck, Nördlingen

Printed in Germany

ISBN 978-3-03848-107-2

Inhalt

Vorwort	7
1. «Sie sehen doch, dass da ein Schild steht!»	17
2. Von der Vision eines anderen Deutschlands	39
3. Ein Teil dieses Buches könnte Sie verunsichern .	55
4. Am Wahltag ist Zahltag	79
5. Familie bleibt die letzte Verteidigungslinie	99
6. Deutschland und seine Partner in der Welt	119
7. Der «Kampf gegen Rechts» als Geschäftsmodell .	133
8. Die Lehre vom zerbrochenen Fenster.	149
9. Verschwörungstheorien: Bitte anschnallen!	169
10. Stinkreich und ohne das Feuer des Glaubens ...	183
11. Volkserzieher ohne Bildungsauftrag.	211
12. König von Deutschland – was ich ändern würde	235
Anmerkungen	251

**Für Menschen wie mich,
und es gibt viele da draußen,
ist es kalt geworden vor den
Toren der etablierten Politik.**

Vorwort

Dieses Buch entsteht in einer Zeit, in der der Irrsinn allgegenwärtig wütet. Am Tag, an dem ich diese ersten Zeilen schreibe, bangen wir um die Verletzten eines Selbstmordattentats im mittelfränkischen Ansbach. Der 27-jährige Syrer, den wir in diesem Land aufgenommen haben, wollte nach eigenem Bekunden «Vergeltung üben», weil Deutsche Muslime töten, wie es in einem Bekennervideo heißt.

Drei Tage zuvor hatte ein achtzehnjähriger «Deutsch-Iraner» in München mit einer Handfeuerwaffe die Jagd auf unbeteiligte Passanten eröffnet. Neun tötete er, bevor er sich selbst richtete. Sein jüngstes Opfer war vierzehn Jahre jung. Einen islamistischen Hintergrund dieses Mordens gab es nicht. Der Amoklauf eines depressiven Jungen war eher inspiriert durch den norwegischen Massenmörder Anders Breivik, der genau fünf Jahre vor der Bluttat vor dem Münchner Supermarkt am 22. Juli 2011 in Oslo und Utøya 77 Menschen tötete, davon 32 unter achtzehn Jahren.

Einen Tag später tötete ein 21-jähriger Asylbewerber aus Syrien in Reutlingen eine schwangere Frau und verletzte fünf weitere Menschen. Eine Beziehungstat, heißt es.

Fünf Tage zuvor kommt es in einer Regionalbahn nahe Würzburg zu einem Albtraum, wie ihn sich Horror-Autor Stephen King nicht grauenvoller hätte ausdenken können. Ein siebzehnjähriger Junge aus Afghanistan greift im Zugabteil mit einem Beil und einem Messer Fahrgäste an. Er hat eine Fahne des IS dabei, des sogenannten «Islamischen Staates», wie sich die größte Serienmörder-Veranstaltung auf diesem Planeten nennt. Und er schreit «Allahu Akbar».

Das ist Arabisch, heißt «Allah ist groß» und ist der Schlachtruf der Mörder und Cheerleader Allahs, den seit dem 11. September 2001 jeder rund um den Erdball kennt. Man könnte sagen, dass «Allahu Akbar» es wert ist, in den deutschen Duden aufgenommen zu werden, so geläufig ist dieser Begriff inzwischen.

Im Namen Allahs glaubte auch Anis Amri zu handeln, ein junger Mann aus Tunesien, der in Deutschland als Flüchtling aufgenommen wurde, am 19. Dezember 2016 mit einem Lastwagen in die Menge am Berliner Breitscheidplatz raste und dabei zwölf Menschen tötete und etwa 50 teilweise schwer verletzte.

Amri lebte unter vierzehn verschiedenen Identitäten in Deutschland, wurde überwacht, war Gegenstand einer

Besprechung im Terror-Abwehrzentrum der Bundesregierung in Berlin. Und niemand konnte ihn stoppen, bevor er mit dem Morden begann. Seine atemberaubende Geschichte wird in diesem Buch erzählt. Ein Dokument staatlichen Versagens und ein klarer Hinweis auf das, was unserem Land in Zukunft noch droht, wenn die Verantwortlichen nicht irgendwann endlich umsteuern.

Die Kuba-Krise habe ich – damals drei Jahre jung – nicht bewusst mitbekommen. Den «Deutschen Herbst», als der linksradikale Terrorismus unsere Gesellschaft und seine Repräsentanten bedrohte, herausforderte und viele tötete, habe ich begriffen. Doch richtig Angst hatte ich damals nicht. Ich war ja auch nicht das Ziel. Das ist jetzt anders.

Berlin, Würzburg, München, Reutlingen, Ansbach – das sind nur Zwischenstationen auf einer langen Auseinandersetzung, die unsere Gesellschaft, ihre Art zu leben und zu glauben, auf Jahre bedrohen wird. New York und Washington, London, Dscherba, Moskau, Tel Aviv, Istanbul, Madrid, London, Bali, Paris, Brüssel, Nizza, Rouen ... Die Liste scheint endlos. Und es gibt keinen Platz auf Erden, wo die Irren nicht jederzeit zuschlagen können, die meinen, im göttlichen Auftrag des Propheten Mohammed so viele Menschen töten zu können, wie es eben geht. Wahllos. Und das absolut Perverse dabei ist, dass die meisten ihrer Opfer selbst Muslime sind.

Ja, der islamistische Terror ist jetzt zweifellos die größte

Herausforderung für uns Menschen in den westlichen Ländern. Weil er unbarmherzig ist, skrupellos und grenzenlos gewalttätig. Auch die Killer der linksradikalen Roten Armee Fraktion waren menschenverachtend, so wie die Schlägertrupps und Zündler der sogenannten Antifa, die heute in diesem Land auf Wohlwollen und finanzielle Unterstützung von Teilen des politischen Establishments rechnen können. Oder die Mörder vom Nationalsozialistischen Untergrund (NSU), diese Herrenmenschen-Darsteller, die meinten, das Recht zu haben, Ausländer, bevorzugt hier lebende Türken, die einfach ein normales und friedliches Leben leben wollten, umzubringen. Peng! Einfach so ...

Doch dieses Buch handelt nicht nur von den neuen und alten Bedrohungen unserer Gesellschaft und ihrer Bürger durch Extremisten und Gewalttäter. In erster Linie, und das drückt der Titel aus, handelt es von der zunehmend heimatlosen bürgerlichen Mitte. Von den Leuten, die einfach in Ruhe gelassen werden wollen, ein «kleines alltägliches Glück» leben wollen, wie das die niederländische Feministin Anja Meulenbelt in anderem Zusammenhang mal schön formuliert hat.

Dieses Buch handelt von der Entfremdung der viel zitierten «bürgerlichen Mitte» von ihren Parteien. Es handelt von der Entfremdung vieler ganz normaler Menschen von diesem Staat, aber besonders von seinen politischen Repräsentanten. Demoskopien haben schon

vor langer Zeit festgestellt, dass Berufspolitiker eine der am wenigsten gelittenen Berufsgruppen im Ansehen unserer Mitbürger sind. Und gleich daneben Leute wie ich: «Systemjournalisten ...»

Nicht wenige CDU-Politiker haben inzwischen festgestellt, dass nicht sie sich geändert haben, sondern das Koordinatensystem unter der Parteichefin Angela Merkel. Die ist zweifellos eine kluge Frau, aber sie «hat keinen politischen Kompass», wie wirklich oft in Runden konservativer Parteigänger überall im Lande zu hören ist, wenn über die Merkel'schen Transformationen der CDU zu einer «modernen Großstadtpartei» gesprochen wird, die «urbane Milieus» in den Fokus des Interesses rücken will.

Das Dumme dabei: All die Vertriebenen und Mittelständler, Landwirte und Katholiken, die der Partei jahrzehntelang die Treue gehalten, Plakate geklebt und brav ihre Kreuzchen in der Wahlkabine gemacht haben, tanzen gar nicht mit, wenn Stadtoberhäupter auf dem Wähler-Ticket der Union beim «Christopher Street Day» mit der Regenbogenfahne vorneweg schunkeln.

Zu den unumstößlichen Weisheiten der Parteistrategen der CDU in der Ära Merkel gehört immer, dass man sich beim Modernisieren um die abschmelzenden Konservativen nicht kümmern müsse, denn «die können ja nichts anderes wählen als uns». Das ist vorbei.

Mit der Alternative für Deutschland (AfD) ist eine neue politische Kraft in der Manege erschienen, die nach mei-

ner Überzeugung auch eine weitere unumstößliche Wahrheit der hippen Partei-Strategen mit den Designerbrillen im Adenauer-Haus zerstören werden. Dort glauben nämlich immer noch manche daran, dass die AfD ein vorübergehender Unfall ist, laut und ärgerlich, aber keine Bedrohung auf lange Sicht. Das wird ein böses Erwachen bei den «Spin Doctors» in Berlin geben. Millionen Wähler in Deutschland suchen in unsicheren Zeiten etwas anderes. Und ihnen ist gleichgültig, ob die AfD irgendwie «rechts» ist oder welche Jacken ihre Repräsentanten zu tragen pflegen; sie werden sich kaum davon abhalten lassen, ganz einfach zu wählen, was sie wollen.

Und damit kommen wir zur FDP, der derzeit schwachbrüstigen liberalen Kraft, die aber unser Land meiner Meinung nach auch in Zukunft gut gebrauchen kann. Weil es wichtig ist, dass jemand gegen den allumfassenden Staat, seine Regeln, seine Vorschriften und seine Verbote ankämpft. Freiheit ist das Entscheidende, was eine Gesellschaft wie unsere ausmachen sollte.

Bei der Bundestagswahl 2013 stimmten etwa zwei Millionen Wähler mehr für CDU/CSU, FDP und AfD als für SPD, Linke und Grüne. Natürlich kann man diese Formationen nicht rein mathematisch betrachten. Aber es ist interessant, was der bekannte CDU-Bundestagsabgeordnete Wolfgang Bosbach in seinem aktuellen Buch über den Wahlabend in Berlin in diesem September 2013 schreibt:

«Daher habe ich mich über den grenzenlosen Jubel im Konrad-Adenauer-Haus mehr als nur gewundert. Hatte denn dort niemand bemerkt, dass wir unser wichtigstes Wahlziel – Fortsetzung der schwarz-gelben Koalition – glatt verfehlt hatten? Nicht nur das: Unser Koalitionspartner FDP war aus dem Parlament herausgeflogen, und es gab im Bundestag plötzlich eine linke parlamentarische Mehrheit.»¹

Und die gibt es auch heute noch, und wenn es schlecht läuft für die bürgerliche Mitte, wird es sie auch bei kommenden Bundestagswahlen geben.

Für Menschen wie mich, und es gibt viele da draußen, ist es kalt geworden vor den Toren der etablierten Politik. Wir sind noch viele, aber das aktuelle Establishment legt keinen Wert mehr auf uns verknöcherte Spießler, die jeden Sonntag bei Wind und Wetter in die Kirche gehen, die ihre eigenen Kinder noch selbst wenigstens ein Stück des Weges ins Leben begleiten möchten und dabei sein wollen, wenn sie die ersten Schritte gehen oder «Papa» sagen statt «Uschi aus der Kita». Die gut gelaunt auf einem Weihnachtsmarkt in Deutschland mit Freunden Glühwein trinken wollen, ohne im Hinterkopf daran zu denken, ob wohl gleich ein durchgeknallter Gast unseres Landes mit einem Lkw um die Ecke biegt oder ob eine bestens organisierte Bande aus Osteuropa in der Zwischenzeit

unsere Wohnung ausräumt, während wir noch ein paar gebrannte Mandeln zu uns nehmen.

Dieses Buch handelt von all dem, was derzeit schrecklich in die falsche Richtung läuft. Es beschreibt die Irrwege der politisch Verantwortlichen in unserem Land. Das aufflammende Denunziantentum gegen alles, was nicht irgendwie «links» ist. Mit Messer und Gabel essen – Rechtspopulist! In einen Gottesdienst gehen – religiöser Fanatiker! Zuwanderer – alles Lehrer und Ingenieure!

Dieses Buch handelt von der latent wachsenden Bedrohung unserer Freiheit, vom Verlust der Werte, von lähmender politischer Korrektheit, von einem selbst verschuldeten Vertrauensverlust etablierter Medien (nicht allen!) und vom Versagen der Verwaltungskirchenapparate, denen in Deutschland sichtbar jegliches Feuer für die Lehre des Zimmermanns namens Jesus Christus abhandengekommen ist. Auch wer – frei nach Habermas – religiös nicht musikalisch ist, sollte sich über dieses Thema Gedanken machen angesichts anderer Religionen, die bei uns an Boden gewinnen.

Seit meinem sechzehnten Lebensjahr bin ich politisch interessiert und engagiert. Als Deutschland unter Willy Brandt mit der sozialliberalen Koalition die Öffnung nach Osten einleitete. Ich war strikt gegen diese Politik und bekämpfte sie mit Flugblättern und Aufklebern an Straßenschildern. Seit 32 Jahren bin ich mit großer Leidenschaft Journalist, habe wie so viele als Lokal- und

dann als Polizeireporter, als politischer Berichterstatter in Berlin und Düsseldorf gearbeitet.

Aufgewachsen bin ich in der ostwestfälischen Provinz in einem kleinbürgerlichen Elternhaus. Ganz unspektakulär und normal, ein Kind dieser Zeit eben. Ich war immer bürgerlich und auch tolerant, obwohl ... gegen den ein oder anderen Sozi nicht. Aber es war eine anständige Gegnerschaft, die noch Platz ließ für gemeinsame Abende mit Andersdenkenden beim Weizenbier.

Schnell wurde mir klar, dass ich wohl eher ein Konservativer in der Mitte unserer Gesellschaft war. Und bei manchen Themen auch ein Liberaler. Und ein Christ. Alles, was mal zur Mitte gehörte. Ich habe meine wesentlichen Prinzipien in all diesen Jahren nicht verändert. Damit war seit vierzig Jahren die CDU immer meine eigentliche politische Heimat. Doch heute fühle ich mich heimatlos. Nicht, weil ich meinen Standpunkt geändert hätte, sondern andere ihren. Und sehr viele Menschen da draußen haben genau die gleiche Erfahrung gemacht wie ich.

**Ich bin ein Freund der offenen westlichen
Gesellschaften. Ich mag die Freizügigkeit hier,
die Marktwirtschaft und vor allem die Freiheit
zu sagen, zu schreiben und zu lesen,
was ich möchte.**

Kapitel 1

«Sie sehen doch, dass da ein Schild steht!»

Ich bin Patriot. Ich bin froh, in diesem Land leben zu dürfen. Bürgerlich? Liberal-konservativ? Stecken Sie mich gern in irgendeine Schublade! Das bin ich gewohnt. Linken bin ich in der Regel zu rechts, Konservativen bin ich viel zu liberal, Evangelischen bin ich zu katholisch und katholischen Traditionalisten bin ich zu unkonventionell. Damit kann ich gut leben.

Ich bin ein Freund der offenen westlichen Gesellschaften. Ich mag die Freizügigkeit hier, die Marktwirtschaft und vor allem die Freiheit zu sagen, zu schreiben und zu lesen, was ich möchte. In demokratisch verfassten Staaten wie Deutschland kann ein Bürger gegen die eigene Regierung klagen und sogar gewinnen.

Genau das ist der Grund, warum ich unser politisches System vom Grundsatz her als das beste auf diesem Planeten ansehe. Freiheit ist mein persönliches Leitmotiv für alles andere, und Kollektivismen sind mir ein Gräu- el. Der Staat, in dem ich lebe, soll einen Rahmen für das

Zusammenleben seiner Bürger schaffen. Aber er soll seine Bürger nicht bevormunden, nicht erziehen, nicht gängeln.

Ich brauche keine Mitarbeiter des städtischen Ordnungsamtes, die ungefragt in unserer Mülltonne schnüffeln, ob Familie Kelle den Abfall entsprechend den Vorschriften trennt. «Müll-Stasi», so bezeichnete «Spiegel TV» diese Praxis in einem Beitrag über mehrere Kommunen einmal treffend.

Ich brauche auch keine Super-Behörde in Brüssel, die mir vorschreibt, welche Glühbirnen ich benutzen darf und wie die Krümmung von Gurken oder die Größe von Fischfangnetzen zu normieren ist.

Ich brauche keinen Staat, der mir beim Bau eines Hauses nicht nur vorschreibt, wie viele Bäume ich auf meinem eigenen Grundstück pflanzen muss, sondern auch noch, welche Art von Bäumen es denn sein darf.

Und wenn ich nach einigen Jahren meinen eigenen, von mir gepflanzten und bezahlten Baum fällen möchte? Dann kommt ein von meinem Steuergeld bezahlter Staatsdiener aus dem Rathaus und entscheidet darüber, ob ich das mit dem von mir gekauften, bezahlten und gepflanzten Baum machen darf oder nicht.

Es ist nur ein kleines Randthema hier, aber wir haben verlernt, über den alltäglichen Irrsinn in unserem Land überhaupt noch nachzudenken. Was lassen wir alles hierzulande widerspruchslos zu, wo es in Frankreich oder den

Vereinigten Staaten brennende Mülltonnen und Barrikaden auf den Straßen gäbe, wenn dort Verwaltungen auch nur darüber nachdenken würden, ihre Bürger mit solchen Vorschriften zu behelligen.

In meiner wöchentlichen Kolumne «Politisch inkorrekt» in der Tageszeitung Rheinische Post schrieb ich als Beispiel für solche Idiotie einmal ein Erlebnis vor einer Sparkassen-Filiale im beschaulichen Städtchen Tönisvorst am Niederrhein auf. Weil der benachbarte Parkplatz mit zehn Stellflächen komplett besetzt war, stellte ich mein Auto direkt vor der Sparkasse ab, wo es ein eingeschränktes Halteverbot gab. Ich eilte an den Auszugsdrucker, nahm dreißig Sekunden später meine Kontoauszüge in Empfang und hastete aus dem Gebäude. Der Gesamtvorgang dauerte maximal neunzig Sekunden. Neben meinem Auto hatte sich inzwischen ein Mann, an der Kleidung erkennbar vom Ordnungsamt, aufgebaut und schrieb ein «Knöllchen» wegen Falschparkens. Auf meine höfliche Frage, ob das wegen einer solchen Lappalie wirklich nötig sei, da ich niemanden behindere oder zuparke, zeigte er sich uneinsichtig mit einem unschlagbaren Argument: «Sie sehen doch, dass da ein Schild steht!»

Ja, das sah ich. Und irgendwer hatte es da aufgestellt. Aber warum dort ein Schild steht, demzufolge Kunden der Sparkasse ohne jeden erkennbaren Grund nicht parken dürfen, das wusste auch der Knöllchen-Mann nicht.

Ich nahm mein Schicksal an und zahlte auch zwei Wochen später die zehn Euro Bußgeld. Man ist ja schließlich Staatsbürger.

Aber als Journalist habe ich wenigstens das Privileg, über solche Erlebnisse einem größeren Publikum erzählen zu dürfen. Und was passierte? Ich wurde überschüttet mit empörten Mails, was für ein Verkehrsrowdy ich wohl sei. Ich wurde ernsthaft persönlich beleidigt, man wünschte mir beim nächsten Mal den gebührenpflichtigen Abschleppdienst an den Hals, Bußgelder nicht unter 150 Euro. Und hätte jemand meine öffentliche Auspeitschung gefordert, es wäre bei vielen Mitbürgern wohl mehrheitsfähig gewesen.

Ja, so ist unser sympathisches Deutschland eben auch. Wenn da ein Schild steht, muss man gehorchen. Hätte auf dem Schild gestanden: «Zünden Sie bitte Ihr Fahrzeug an!» – ich bin sicher, mancher hätte es getan. Ich wünsche mir eine Gesellschaft, in der Politiker und Verwaltung den Bürgern dienen und sie nicht mit möglichst vielen Regeln einschränken, gängeln und drangsalieren.

Als ich Kind war und Jugendlicher wurde – vielleicht gibt es da einen genetischen Zusammenhang zum beschriebenen Freiheitsdrang –, begriff ich irgendwann, dass die Kelles eine FDP-Familie waren. Mein Vater war, so wie alle anderen Onkels von mir, selbständig. Kein Mittelständler mit ein paar Dutzend Angestellten,

sondern ein Gewerbetreibender, wie man das in Verwaltungsdeutsch nennt. «Ernst Kelle Industrievertretungen» stand auf dem Briefkopf des Ein-Mann-Betriebes, der Stahl und Lacke für Industrie-Betriebe handelte.

Wir lebten gut von den Provisionen meines Vaters, ohne wirklich reich zu sein. Wir hatten ein ordentliches Leben und ich eine schöne Kindheit. Wir besaßen einen Volvo, freitags schauten wir gemeinsam «Aktenzeichen XY ... ungelöst» im ZDF, ab und zu kamen befreundete Familien vorbei, und wir aßen zusammen Käsewürfel und belegte Brötchen. Im Sommer fuhren wir mit dem Wohnwagen nach Norderney. So ähnlich, wie es damals in den Siebzigern in Deutschland bei vielen Familien war.

Ich hatte eine schöne Kindheit, oder andersrum: Waltraud und Ernst waren gute Eltern. Okay, als ich Journalist werden wollte, waren sie nur zurückhaltend begeistert. Eigentlich hatten sie sich für ihren einzigen Sohn eine Rechtsanwaltskanzlei gewünscht. Jurist – das ist schon was ... oder so.

Und als ich in den Achtzigern nach reiflicher Überlegung und Prüfung beschloss, meine Eltern beim Mittagessen darüber zu informieren, dass ich als Einziger in einer seit Jahrhunderten evangelischen Familie zum Katholizismus konvertieren werde, ließ mein Vater – kein Witz – im gleichen Augenblick Messer und Gabel fallen. Sie waren bis auf den Gottesdienst-Besuch am Heiligen

Abend in der kleinen reformierten Kirche von Sylbach (Bad Salzuflen) nicht sonderlich religiös. Dass aber ihr einziger Sohn nun Papst Johannes Paul II. persönlich für sich entdeckt hatte, behagte ihnen überhaupt nicht. So etwas «macht man nicht» im protestantischen Lippe. Und was würden die Nachbarn dazu sagen? Zur Heiligen Messe anlässlich meiner Aufnahme in die römische Kirche drei Jahre später kamen sie trotz meiner Einladung nicht.

Meine Eltern wählten regelmäßig die Liberalen. Meine Mutter sorgte dafür, dass ich anständig erzogen wurde, morgens pünktlich zur Schule ging und meine Hausaufgaben machte. Mein Vater war stolz auf seinen Jungen und gewährte mir viele Freiheiten, die andere Kinder nicht hatten, etwa wenn es darum ging, abends meine Lieblingsserie im Fernsehen («Solo für O.N.C.E.L.») bis zum Schluss sehen zu dürfen, eine Agenten-Schmonzette, die wohl meine spätere Vorliebe für die James-Bond-Reihe vorbestimmte.

Dauerhaften Streit bei uns zu Hause gab es nur bei einem Thema: der Länge meiner Haare. Mein Vater, Weltkriegs-Teilnehmer, Stuka-Pilot und nach dem Krieg drei Jahre in sibirischer Gefangenschaft, hatte sich nie so in seinen Überzeugungen und in unserer spießbürgerlichen Art zu leben bedroht gefühlt wie während der Studentenrevolte der sogenannten Achtundsechziger.

Rudi Dutschke und die Seinen, das waren für ihn «Revolutzzer», Kommunisten, «Hasch-Brüder» und ... ja, Langhaarige. Mein Vater hat immer zu mir gehalten. Hätte ich ein Auto geknackt, eine Bank überfallen oder ein Haus angezündet – ich bin bis heute überzeugt, er hätte sich zu mir gestellt und mir den Rücken gestärkt. Aber lange Haare? Das ging gar nicht.

Ohne Spaß: Ich habe eine Zeitlang wirklich darunter gelitten, dass alle meine Freunde auf dem Schulhof coole Frisuren wie Winnetou oder Che Guevara hatten, während ich so einen Kurzhaarschnitt mein Eigen nennen musste.

Als ehemaliger russischer Kriegsgefangener war mein Vater in einer Überzeugung festgelegt, die auch bei mir unbestreitbar eine gewisse Prägung hinterließ. Russland kann man nicht trauen, und da wir gleich dabei sind: Willy Brandt auch nicht, weil (O-Ton meines Vaters damals) der «uns an die Russen verkauft».

Mein Vater starb vor sechzehn Jahren, und ich bin nicht mehr dazu gekommen, ihm zu sagen, dass ich heute überzeugt bin, dass der Kniefall Brandts 1970 in Warschau eine absolut richtige und großartige Geste des deutschen Bundeskanzlers vor den Augen der ganzen Welt gewesen ist. Und ich hätte auch gern noch versucht, ihn davon überzeugen, dass die Ostpolitik Brandts mit der sozialliberalen Koalition der erste große und richtige Schritt der Bundesrepublik auf dem langen